

Der Riss

Roman von

Friederike Berg



edition DARMSTÄDTER Textwerkstatt

Band 3

herausgegeben
von Kurt Drawert

axel dielmann – verlag

Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main

„Der Riss“

Vorwort

Selten ist ein Titel so transparent wie in diesem Prosadebüt, denn er lenkt unsere Vorstellungskraft nicht nur in eine bestimmte semantische Richtung und lässt uns errahnen, worum es der Autorin im Verständnis vom Ganzen wohl geht; hier trifft er ins Zentrum des Textes, der, so erlebt oder subjektiv umspielt wie auch immer, tatsächlich den *Riss* meint. Aber nicht der physische Riss ist gemeint, der Riss in einem Stoff oder Material, sondern der Riss im Innenraum einer Person, der einen unsichtbaren Mangel beschreibt und nicht auflösbar ist. Anthropologisch erlebt ihn das Kind zuerst im Spiegelstadium zwischen dem sechsten und sechzehnten Monat, sobald es zu erkennen vermag, dass der Körper nicht identisch mit dem ist, was es im Spiegelbild sieht. Aus der jubulatorischen Geste: „Das bin ich!“ wird die Gewissheit: „Das bin ich nicht!“, denn will es im Spiegelbild nach sich greifen, berührt es stets etwas anderes, das Lacan *Objekt a* nennt. Nach dieser primären Mangel Erfahrung, sich selbst nicht bestätigt zu finden und imaginär ersetzen zu müssen, was real ständig ausbleibt (die Gewissheit vom eigenen Sein), ist es die Aneignung der Sprache, die das Subjekt spaltet; hier in ein Subjekt des Begehrens, das Wünsche äußert, und dort in eines des Sprechens, das diese Wünsche verfehlt (denn ein Wort kann niemals das Ding sein, für das es gebraucht wird). Mit der Sprache,

die erlernt werden muss, um in einer sozialen Welt bestehen zu können, wird also auch die Verfehlung eines Begehrens anerkannt, die in ihr abgelegt ist. Der Verzicht auf das reale Objekt ist der Preis, den das Subjekt zu zahlen bereit sein muss, um vom großen Anderen (der Gesellschaft und ihrer Gesetze) angenommen zu werden. Verweigert es sich, wird es psychotisch und sozial ausgegrenzt; verweigert es sich nur bis zu einer internen Grenze der Anerkennung, wird es neurotisch und kreist um einen dauernden Konflikt; oder aber, es reift soweit heran, dass es die widerstrebenden Kräfte zwischen Wunsch und Realität (Trieb und Triebverzicht) miteinander versöhnt und in eine Balance bringt. Soweit die Psychoanalyse, die hier zum Stoff einer Erzählung wird: denn genau in dieser Schnittstelle einer psychischen Reifung, die im Familienverband zwischen Geschwistern und Eltern geleistet werden muss, schreibt sich der Text auf berührende und formal überzeugende Weise ein, Satz für Satz, suchend und findend und dann doch wieder suchend, weil jeder Antwort eine Frage folgt und jede Gewissheit in ihr Gegenteil zerspringt. Ich möchte jetzt nicht auf die vielen Erzählfelder eingehen, die der Text auslegt wie Spuren eines Wanderers im Schnee; es genügt, sich dem Strom der assoziierenden Bilder und Motive anzuvertrauen, die mit dem Unbewussten kooperieren und ein Muster nachzeichnen, das den Mangel benennt, oder eben *den Riss*, der sich durch das Selbstbild zieht. Leben und Tod, Liebe und

Hass, Schuld und Scham verschmelzen miteinander zu einer Geschichte der Gefühle und beginnenden Sexualität. Die Risiken dieser Prosa, das Private und Intime aus seiner Singularität befreien zu wollen und damit für andere lesbar zu machen, sind evident; umso bemerkenswerter ist es, in der Erzählfigur eine Form vorzufinden, die das subjektive Erleben zugleich auch auf Abstand hält und damit allgemein werden lässt – zu einem Objekt, in dem wir uns selber begegnen.

Mit dieser grandiosen Erzählprosa legen wir den dritten Band unserer Edition Darmstädter Textwerkstatt im axel dielmann – verlag Frankfurt am Main vor und wünschen uns gleichermaßen viele begeisterte Leserinnen und Leser, wie wir selbst begeistert und überzeugt davon sind. – Ein Dank allen, die unsere editorische Arbeit so konstruktiv begleitet haben, vor allem aber der Stadt Darmstadt, die Literatur so großartig fördert.

Kurt Drawert

Darmstadt, im März 2026

Für B. P.

Wenn wir aus einem Traum erwachen, wollen wir uns vollständig daran erinnern, obwohl das Fragment, an das wir uns erinnern – ja, sehr wahrscheinlich – das wichtigste Stück des Traums ist.

Toni Morrison

Unsere Mutter brachte dich in der Nacht des 25. März 1994 in einem Krankenhaus in B. zur Welt, zwei Tage vor meinem sechsten Geburtstag. Unser Vater war dabei. Er telefonierte morgens mit Jannis, der in mein Zimmer kam und sagte: „Mama ist letzte Nacht gestorben, aber jetzt lebt sie wieder.“ Dann sagten wir lange nichts mehr.

*

Ich bin in die Wohnung gestürmt, an den Laptop, ohne mir die Hände zu waschen. Falls es an meinen Fingern klebt, verteile ich das Virus jetzt über die Tastatur. Das ist unwahrscheinlich. Ich habe niemanden angefasst oder umarmt, bleibe seit Tagen allein. Trotzdem bin ich unsicher, niemand weiß genau, wie das Virus übertragen wird. Vielleicht kontaminiere ich gerade sämtliche Gegenstände in meiner Wohnung.

Eine Unruhe, die mich verfolgt. Jetzt muss ich den Anfang schreiben, bevor ich ihn vergesse.

Vor einem Jahr hat sich mein Geliebter von mir getrennt.

Der Mann, den ich über drei Jahre fast jedes Wochenende in München besucht hatte, war plötzlich aus meinem Leben verschwunden.

Dann kam das Virus.

Erst wurde dazu geraten, seine Ausbreitung gelassen zu sehen. Doch bald wurden Kitas und Schulen geschlossen und ich räumte mein Büro in der Uni, begann mich in meiner kleinen Wohnung einzurichten. Ich stürzte mich in meine Doktorarbeit. „Welche Geschichten kennen Sie von Ihren Eltern?“, hatte ich die Leute in den Interviews gefragt. Jetzt las ich von Fluchten, Bombennächten, Liebesbeziehungen, Geburten, Scheidungen, Kränkungen, Erfolgen. Von jenen Erinnerungen, die zu eigenen werden, wenn man sie wieder und wieder erzählt bekommt.

Nach ein paar Tagen fühlte ich mich einsam. Doch im Grunde lebe ich mit diesem Gefühl schon, so weit ich mich zurückerinnern kann. In der Grundschule wünschte ich mir eine Freundin, die mich, und ausschließlich mich, liebt. Die mich nie abweist und alles richtig findet, was ich sage und mache. *Die mich annimmt, wie ich bin* und immer Zeit für mich hat. Eine solche Freundin hatte ich natürlich nicht. Eigentlich hatte ich gar keine enge Freundin und wenn ich an mich in der ersten Klasse denke, umgibt mich eine Aura der Einsamkeit.

Meistens war ich wütend auf die anderen Kinder, die unbeschwert waren, die sich nicht wie ich über Tod, Schuld, Auferstehung und ewiges Leben den Kopf zerbrachen. Unsere Mutter meint, dass die anderen mich

nicht gern zu sich nach Hause einladen, weil ich die Tochter vom *Pfarrer* war.

Mag sein, dass es daran lag. Aber tief in mir glaubte ich, sie waren abgeschreckt, weil sie meine Sehnsucht spürten.

Ich rief unsere Mutter an. Ich hörte sie am Telefon husten, bat sie, das Haus nicht zu verlassen. Das sei ihre Allergie, sagte sie, ich müsse mir keine Sorgen machen. Wir diskutierten darüber, ob sie zur Risikogruppe gehört, sie bestritt es. Dabei hatte sie für mich schon immer zur Risikogruppe gehört. Ich sagte ihr, dass ich nicht vergessen kann, was damals passiert ist. Sie verstand mich nicht. Sie fragte: „Ist es denn egal, dass die Geschichte gut ausgegangen ist?“

*

Vielleicht würde ich nicht schreiben, wenn ich mit dir sprechen könnte. Wenn ein bestimmtes Gespräch zwischen uns möglich wäre. Manchmal habe ich das Gefühl, dich eigentlich nicht zu kennen. Manchmal tue ich so, als ob ich deine Liebe nicht bräuchte, als ob ich auf dich verzichten könnte.

Eine fette Fliege brummt durch mein Zimmer. Sie stört, sie soll weg. Als ich das schreibe, fliegt sie mit Vollkaracho gegen die Scheibe, das hilflose Biest.